

GÜTERSLOHER  
VERLAGSHAUS



**Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen**

Klug sein heißt,  
das Wichtige vom Unwichtigen  
unterscheiden zu können.

*Alexander Roda Roda*

Markus Reiter

# Dumm 3.0

Wie Twitter, Blogs  
und Networks unsere  
Kultur bedrohen

Gütersloher Verlagshaus

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*Munken Premium* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2010 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagmotiv: fotolia  
Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-579-06883-1  
[www.gtvh.de](http://www.gtvh.de)

# Inhalt

- 7 Vorwort
  
- 11 Warum Kritik am Internet nötig ist
  
- 17 *Das Internet – »ein riesiger Misthaufen«*
  
- 35 *Drei Thesen zu den Folgen der dritten Medienrevolution*
  - 35 Erste These: Das Sterben zerstört unsere Bildung
  - 35 Zweite These: Das Sterben zerstört unsere Kultur
  - 36 Dritte These: Das Sterben zerstört unsere Demokratie
  
- 38 Die drei Medienrevolutionen
  - 38 Die erste Medienrevolution
  - 44 Die zweite Medienrevolution
  - 47 Die dritte Medienrevolution
  
- 49 I. Verteidigung des Journalismus
  - 56 | Begegnungen: Die Digital Natives – Susan, Laura, Ricarda und David, vier Schüler aus der Region Stuttgart
  
- 61 *Blogs und Journalismus*
  - 67 Die Hauptargumente der Blogger
  - 95 Die Argumente der Journalisten
- 111 | Begegnungen: Werner D’Inka, Mitherausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung
- 116 | Begegnungen: Marvin Oppong, freier investigativer Journalist und Blogger

121	II. Verteidigung der gesellschaftlichen Debatte
142	Begegnungen: Jan-Eric Peters, Direktor der   Axel-Springer-Akademie (von 2007 bis 2010)
147	III. Verteidigung der Bildung
162	IV. Verteidigung des Urheberrechts
172	Begegnungen: Markus Bechedahl, Blogger   und Internet-»Evangelist«
177	Wo wird das alles enden? Sieben Trends und drei Lösungsvorschläge
187	Ein Wort zum Schluss
188	Glossar – ein paar wichtige Web 2.0-Begriffe
191	Literatur

## Vorwort

Eines möchte ich meinem Buch direkt voranstellen: Ich bin nicht gegen das Internet. Ganz im Gegenteil: Ich liebe das Internet, und ich kann mir nur schwer vorstellen, länger als ein paar Tage darauf verzichten zu müssen.

Was mich allerdings beunruhigt, ist die nahezu heilsgeschichtliche Erwartung, die einige Internet-Enthusiasten auf das Netz projizieren. Man kann fast von einer Internet-Religion sprechen. Ihre Anhänger glauben, das Netz werde die Kultur bereichern, die Demokratie erneuern, den Journalismus revolutionieren, die Literatur verbessern, jedem Menschen Zugang zu Bildung und Wissen ermöglichen und eine neue Ökonomie schaffen, in der fast alles verschenkt wird, vor allem wenn es sich um geistiges Eigentum handelt.

Den Anhängern dieser Internet-Religion widerspreche ich auf den folgenden Seiten. Ich werde darlegen

- warum die Kostenlos-Mentalität des Internets und der laxer Umgang mit dem Urheberrecht im Netz Kunst, Kultur und die Kreativwirtschaft auf Dauer austrocknen,
- wie die vermeintliche Anonymität im Internet die kulturell gewachsenen Formen unseres zivilisierten Umgangs miteinander erodieren,
- warum wir den guten alten Journalismus bewahren müssen, wenn wir auf eine funktionierende Demokratie und Gesellschaft Wert legen,
- warum das Internet die Demokratie nicht verbessert, sondern sie neuen Gefahren aussetzt,
- warum das Internet die Grundlagen unserer Bildung angreift und wir deshalb ein neues Verständnis von Bildung und Aufklärung brauchen.

Wenn im Untertitel dieses Buches von der Gefährdung unserer Kultur die Rede ist, dann möchte ich dies nicht auf ein verengtes Verständnis von Hochkultur, also Literatur, Musik, Theater und so weiter, verstanden wissen. Ich untersuche vielmehr, wie

das Internet unsere von uns gestaltete gesellschaftliche Umwelt beeinflusst. Kultur meint hier abendländische Kultur, in anderen Worten: Zivilisation, also die Art und Weise, wie wir in unserer Gesellschaft miteinander umgehen, wie wir uns informieren und wie wir die Quellen unserer geistigen Schöpfungen schützen.

Ich versuche meine Ausführungen durch Begegnungen mit Menschen zu illustrieren, die für die eine oder andere Position zum Internet stehen. Journalisten, Blogger und Schüler als Angehörige der Generation Internet habe ich im Zuge der Recherche getroffen. Die Interviews mit ihnen sind in diesem Buch grafisch hervorgehoben.

Vermutlich werden Sie feststellen, dass sich einige Argumente wiederholen. Das liegt daran, dass mir das gleiche Argument in verschiedenen Zusammenhängen überzeugend erschien. Die Leser, die in diesem Buch nur einzelne Kapitel lesen, wollte ich nicht hin und her verweisen. Im Übrigen dient ein gewisses Maß an Redundanz der Klarheit der Botschaft.

Mir ist klar, dass dieses Buch Widerspruch hervorrufen wird. Das ist gut. Noch besser allerdings wäre es, wenn ich dadurch zum Nachdenken anregen könnte. Das ist gar nicht so einfach, wie es sich anhört. Denn für die, die sich dem Internet als neuer Religion verschrieben haben, gleicht ein Angriff darauf einem Aufruf zum Heiligen Krieg. Glaubensgewissheiten lassen sich durch Argumente nur schwer erschüttern. Lieber versuchen die Gläubigen, die Widersprüche wegzuinterpretieren.

Bei meinen Recherchen fiel mir besonders auf, dass die Internet-Apologeten, die Alpha-Blogger der Republik und die vielen anonymen Kommentatoren in den Blogs und Internetforen, täglich die Argumente und Überzeugungen anderer Menschen in oft rüpelhaftem Ton kritisieren. Auf Kritik an ihren eigenen Positionen reagieren sie allerdings mimosenhaft. Ein besonders krakeelender Ober-Blogger soll sogar mit Klage gedroht haben, als minder prominente Schreiber Formulierungen des Ober-Bloggers aufspießten, die nach dessen Selbstauskunft angeblich nie gemacht worden seien. Für Narzissten, so können Psychologen bestätigen, gibt es kein passenderes Medium als das Internet.

Den fundamentalistischen Anhängern einer Religion fällt es schwer, andere Glaubensauffassungen neben sich zu dulden. Wo

es nur eine Wahrheit gibt, in diesem Falle die Wahrheit des Internets, wird Kritik daran zur Blasphemie.

Wir haben es in der Diskussion um das Internet mit einem Machtkampf zu tun. Die Vertreter der traditionellen Medien wollen ihren Einfluss behalten. Die Vertreter des neuen Mediums wollen selbst in die Machtpositionen vorstoßen. Also ringen beide Seiten um die Definitionshoheit. Das ist wichtig zu wissen, um den Feuereifer zu verstehen, mit denen die Missionare des Internets ihre Glaubenssätze verteidigen. Man sollte diesen Machtkampf im Hinterkopf behalten, wenn man das Pathos einordnen will, mit dem das Internet als neue Kulturtechnik überhöht wird.

In einem »Internet-Manifest«, das 15 Ober-Missionare des Netzglaubens im September 2009 veröffentlicht haben, finden sich Sätze wie »Die Freiheit des Internets ist unantastbar« und »Das Internet ist der Sieg der Information«. Wer so spricht, macht sich selbst zum Bannerträger einer neuen Zeit. Wer sich hingegen angesichts einer solchen pathetischen Sprache das Recht herausnimmt, skeptisch zu bleiben, wirkt aus der Sicht der Überzeugten, als werde er in den Tagen des digitalen Armageddon zu den verlorenen Seelen gehören. Missionare einer neuen Religion, und da sind die Internet-Apologeten nicht anders als ihre Vorgänger, neigen zu Endzeitvisionen. Folgt man ihnen, werden vor dem Letzten Gericht die Internet-Gläubigen von den Leugnern, nämlich den Anhängern der »Holzmedien« wie Zeitung, Zeitschrift und Buch, geschieden. Auf die Gläubigen wartet eine neue, strahlende Zeit, die digitale Zukunft, auf die Verteidiger der traditionellen Medien die ewige Verdammnis. Kaum ein Argument wird von den Internet-Aposteln häufiger gegen ihre Gegner vorgebracht als: »Sie haben das Internet nicht verstanden!« So, als sei das Internet nicht ein technisches Instrument, das man auf die eine oder andere Weise einsetzen kann, sondern ein Buch der Offenbarung, das nur eine kleine Schar Eingeweihter richtig zu deuten vermag.

Solche Machtkämpfe werden in Umbruchsituationen stets ausgefochten. Sie begleiteten die erste Medienrevolution (die Erfindung der Schrift) ebenso wie die zweite Medienrevolution (die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern). Für die vielen Beobachter der Szenerie lohnt es sich, Abstand zu nehmen

und die Vertreter der einen wie der anderen Glaubensrichtung mit der gebührenden Skepsis zu betrachten. Ich bemühe mich auf den folgenden Seiten, die Argumente zu sichten und sie aus meiner Sicht zu bewerten. Nach meiner Überzeugung sind es keine Buchstaben, keine gedruckten Worte und keine Netze aus Computern, die die menschliche Gesellschaft am Ende voranbringen. Das alles sind nur Hilfsmittel, der wir uns bedienen können. Im Zentrum des gesellschaftlichen Fortschritts steht der Wille jedes Einzelnen, sich ohne Leitung eines anderen seines eigenen Verstandes zu bedienen, wie es Immanuel Kant in seinem berühmten Aufsatz »Was ist Aufklärung?« aus dem Jahre 1783 formuliert hat.

Kant schreibt dort: »Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen [...], dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein.« Den Ausgang aus der Unmündigkeit schafft kein Internet für uns. Wir müssen ihn selber finden.

Stuttgart, Anfang Januar 2010

*Markus Reiter*

## Warum Kritik am Internet nötig ist

Vor rund zweieinhalbtausend Jahren lustwandelte der griechische Philosoph Sokrates vor den Toren der Stadt Athen und plauschte dabei ein wenig mit einem schönen, lernbegierigen Jüngling namens Phaidros. Sie wanderten barfuß entlang des Ufers des Flüsschens Ilissos und lagerten schließlich im Schatten einer weit ausladenden, hohen Plantane neben einer Quelle. Man plaudert über die Knabenliebe, den Eros und die Kunst der Rede. Endlich lenkt Sokrates das Gespräch auf »die Frage nach der Angemessenheit und Unangemessenheit der Schrift, wo ihr Gebrauch schön und wo er unschicklich ist«. Plötzlich erweist sich der alte Sokrates als mäkelnder Kulturkritiker. Der Philosoph erfindet einen Mythos der Ägypter, die damals wohl schon die »alten Ägypter« waren. Der Gott Theuth habe dem Pharao Thamus in Theben allerlei Erfindungen vorgestellt. Heute würde man wohl von Innovationen reden. Dazu hätten die Mathematik, die Messkunst, die Sternenkunde, das Brettspiel, das Würfelspiel und die Schrift gehört. Der Pharao wollte stets wissen, was die Innovation denn nun Gutes bringe. Besonders mit der Schrift konnte er nicht allzu viel anfangen. »Wer dies lernt«, mahnte der Pharao den Gott, »dem pflanzt es durch Vernachlässigung des Gedächtnisses Vergesslichkeit in die Seele, weil er im Vertrauen auf die Schrift von außen her durch fremde Zeichen, nicht von innen her aus sich selbst die Erinnerung schöpft.«

Wahre Erkenntnis, so Sokrates weiter, entstehe durch den Dialog und die gesprochene Sprache, nicht durch etwas, das niedergeschrieben sei. Geschriebene Werke »stehen da wie lebendige, wenn du sie aber etwas fragst, so schweigen sie stolz«. Und weiter: »Du könntest glauben, sie sprächen, als ob sie etwas verstünden, wenn du sie aber fragst, um das Gesagte zu begreifen, so zeigen sie immer nur ein und dasselbe an.«

Sokrates Schriftkritik ist uns überliefert, weil sie sein Schüler Platon im so genannten Phaidros-Dialog (mit dem edlen Untertitel »Vom Schönen«) aufgeschrieben hat. Natürlich berichte ich diese Passage aus Platons Schriften nicht ohne Grund zu Beginn

eines Buches, das den Titel »Dumm 3.0« trägt. Mancher Internet-Apologet greift die Parallele zwischen der heutigen Kritik am Internet und Sokrates' Kritik an der Schrift vor rund zweieinhalb Jahrtausenden mit Wonne auf. Der spanische Soziologe Joaquín Rodríguez López hat es in einem Buch mit dem Titel »Edition 2.0. Sokrates im Hyperspace« mit Verve getan. Der Journalist Alex Rühle urteilt in einer Buchbesprechung in der *Süddeutschen Zeitung*, López habe »Sokrates' Hauptargumente gegen die Schriftkultur dergestalt herauspräpariert, dass man meinen könnte, heutige Internetkritiker seien nichts als Platons Bauchredner«. Darin schwingt der Vorwurf mit, dass, wer die Folgen der Informationsaufbereitung im Internet kritisch analysiere, zu den Ewiggestrigen gehöre und in Zukunft im Rückblick so absurd erscheinen mag, wie ein Sokrates, dem die Schrift nicht geheuer ist. »Vertreter der Holzmedien«, höhnen Internet-Apologeten gerne, wenn sie über Verleger sowie Zeitungs- und Zeitschriftenredakteure sprechen. Der Vorwurf ist wohlfeil. Es lohnt ein zweites Nachdenken über Sokrates und seine Schriftkritik, um den Vorwurf in ein neues Licht zu rücken.

In der Tat käme heute niemand mehr auf die Idee zu behaupten, dass uns die Schrift am Denken hindere. Auch Platon wusste natürlich, dass er Sokrates' Kritik an der Schrift einer Nachwelt nur übermitteln konnte, weil er eben diese Schrift gebrauchte. Das heißt aber nicht, dass Sokrates' Kritik an der Schrift von vornherein falsch war. Wäre sie es, so könnten wir heute in der Schule und an der Universität auf Lehrer und lehrende Professoren verzichten. Es würde ausreichen, wenn Schüler und Studenten sich ausschließlich mit Hilfe von Büchern (oder geschriebenen Interneteinträgen) schlauer machten. Jeder Trainer und Dozent könnte darauf verzichten, Seminare vor leibhaftig anwesenden Teilnehmern zu geben, und müsste nur noch auf seine Schriften verweisen. In Wirklichkeit entwickeln wir unsere Gedanken oft im Dialog, und wir finden das Gespräch mit einem Lehrer hilfreicher als die bloße Lektüre. Mit anderen Worten, Sokrates hat dem Phaidros unter der Plantane mitnichten Unsinn erzählt.

Es ist gut, dass wir auf den Dialog als Lern- und Lehrmethode, wie ihn Sokrates verteidigte, auch zweieinhalbtausend Jahre später nicht vollständig verzichten. Dennoch wird wohl kaum jemand

auf die Idee kommen, man könnte ohne die Wissensvermittlung durch Geschriebenes auskommen. Die Ironie läge ja darin, dass wir ohne die Schrift überhaupt nichts von Sokrates wüssten, was bedauerlich wäre, selbst wenn wir ihn – ganz im Sinne seiner Kritik – nicht mehr persönlich befragen können, was er mit der einen oder anderen Aussage genau gemeint habe.

Was hiermit deutlich werden soll: Allein die Tatsache, dass sich etwas Neues zu Recht durchsetzt und die Wissenschaft und den Alltag erleichtert, macht eine kulturkritische Reflexion darüber nicht überflüssig. Das vorliegende Buch, obgleich es sich nicht im Mindesten mit Platons Phaidros messen mag, versucht eine solche Reflexion über die Folgen des Internets auf die Art und Weise, wie wir Informationen beziehen und wie wir mit ihnen umgehen.

Ich bestreite nicht: Das Internet ist eine wundervolle Sache, auf die ich nicht mehr verzichten möchte (oder nur noch im Urlaub für zwei Wochen). Ich weiß die Vorteile der Informationsbeschaffung im Netz sehr zu würdigen. Viele Quellen für dieses Buch hätte ich ohne das Internet nicht erschließen können. Ich halte soziale Netzwerke nicht für Teufelszeug, ich twittere gelegentlich, betreibe einen Blog, verfüge über ein Handy und ein Netbook, mit denen ich mobil im Internet unterwegs bin. Nichts davon wünsche ich zurückzudrehen. Ich lese Nachrichten im Netz und surfe durch fremder Leute Blogs. Wenn mir Twitter langweilig wird, höre ich damit auf. Wenn ich nichts mehr zu bloggen habe, lasse ich es bleiben. Das tun übrigens die meisten Menschen. Die durchschnittliche Zahl der Tweets, also der abgeschickten Nachrichten über den Mikrobloggingdienst Twitter, liegt bei einem selbst! Im Durchschnitt schreibt jemand, der sich im Internet einen Blog einrichtet, für wenige Monate. Dann verliert der Autor die Lust. Einer Erhebung aus den USA zufolge, sorgen zehn Prozent der Twitter-User für 90 Prozent aller dort verbreiteten Nachrichten. Das ist nicht schlimm, aber es macht deutlich, dass Blogs einen steten und verlässlichen Journalismus nicht ersetzen können.

Wer sein iPhone besser kennt als seinen Lebenspartner, möge darüber nachdenken, ob er ein solches Leben für erstrebenswert hält. Es sei ihm aber freigestellt, sich dafür zu entscheiden, wenn

es ihm gefällt. Wer aber behauptet, mit dem Internet werde alles besser, die Welt schöner, die Gesellschaften demokratischer, die Menschen edler, der verdient heftigen Widerspruch. Genau diese Behauptungen stellen viele Internet-Enthusiasten auf. Sie richten auf Blogs, Twitter, YouTube und Netzgemeinschaften eine fast heilsgeschichtliche Erwartung.

Nehmen wir nur einmal als Beispiel den Journalismus. Dabei handelte es sich um eine Dienstleistung, die bisher zu den Grundfesten unserer Kultur und Gesellschaft gehörte, weil er die Quelle der meisten Informationen war, die wir im Alltag außerhalb unseres Lebensumfeldes erhielten. Klassischer Journalismus wird von den Internet-Apologeten nicht selten mit purem Hass verfolgt. Der Blogger Don Alphonso, mit bürgerlichem Namen Rainer Meyer, um nur ein Beispiel zu nennen, krakeelt in seinem Blog: »Journalisten sind generell zu wenig meinungsfreudig, innovativ und beweglich. Sie hassen Risiken und gehen nicht gerne raus, sie sind ziemlich faul und fett und lieben eingefahrene Denkstrukturen, die sie mit ihren Wortbausteinen füllen.«

Man könnte eine solche Meinung als Großkotzigkeit eines eitlen Selbstdarstellers beiseiteschieben, aber leider ist sie für einen Teil der Bloggerszene typisch. Die Internet-Apologeten weiden sich am Niedergang des klassischen Journalismus. Und der ist dramatisch. Bis Mitte 2009 mussten in den Vereinigten Staaten 105 Zeitungen schließen, 10.000 Arbeitsplätze in der Zeitungsindustrie gingen verloren, die Anzeigenerlöse fielen um rund 30 Prozent, die Auflage sank um bis zu einem Fünftel. In Deutschland blieben wir vom Zeitungssterben bislang noch verschont – aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Entwicklung uns einholt. Zahlreiche Zeitschriften sind bereits vom Markt genommen worden. Das Geschäftsmodell der Printmedien bricht zusammen. Der klassische Journalismus ist in Gefahr.

Anders als die Internet-Enthusiasten glauben machen wollen, haben wir keinen Grund, darüber zu jubeln. Im Gegenteil: Das Sterben des Journalismus gefährdet unsere Demokratie, unsere Kultur und den Zusammenhalt unserer Gesellschaft.

Oder nehmen wir, als zweites Beispiel, die Musik und die Literatur. Während die Internet-Piraten zum Angriff auf das Urheberrecht aufrufen, sehen sich Musik- und Buchverlage in ihrer

Existenz gefährdet – und mit ihnen die Produzenten geistiger Leistungen, die Schriftsteller, Maler, Grafiker, Musiker, sogar die Programmierer. Die gesamte Kunst soll, wenn man der Argumentation der radikalsten Internet-Enthusiasten folgt, künftig nur noch als Hobby betrieben werden, zum Nulltarif für die Konsumenten. Irgendwie werde sich dann schon auf wundersame Weise ein Modell herauskristallisieren, das uns vor einer »Kultur der Stümper« bewahrt, wie sie der US-amerikanische Internet-Kritiker Andrew Keen beschreibt.

Vor solchen Gefahren warnt dieses Buch. Ich will aufzeigen, was wir verlieren, wenn wir die Errungenschaften der zweiten Medienrevolution ohne Weiteres aufgeben. Ich möchte verdeutlichen, dass das drohende Verschwinden des Journalismus, des Urheberrechts, der klassischen Bildung und des rationalen politischen Dialoges nicht in einer besseren Welt endet, sondern in einer schlechteren.

Sokrates hat darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, die Tugenden und Errungenschaften einer Welt vor der ersten Medienrevolution, also vor der Erfindung der Schrift, in die Welt danach zu retten. Nicht minder wichtig wird es sein, die Tugenden und Errungenschaften der zweiten Medienrevolution in die Zeit nach der dritten Medienrevolution, des Internets, zu retten. Sonst finden wir uns eines Tages wirklich in einer Welt »Dumm 3.0« wieder.



Zum Schluss dieser Vorrede noch ein Wort an die kämpferischsten Internet-Apologeten, die Anhänger der Piratenpartei. Diese schreibt in ihrem Parteiprogramm: »Wir sind der Überzeugung, dass die nichtkommerzielle Vervielfältigung und Nutzung von Werken als natürlich betrachtet werden sollte und die Interessen der meisten Urheber entgegen anders lautender Behauptungen von bestimmten Interessengruppen nicht negativ tangiert.« Ich bin völlig anderer Meinung. Ich bin keine dubiose Interessengruppe. Ich bin der Autor dieses Buches. Ich befürworte weder, dass es aus der Buchhandlung geklaut wird, noch dass es jemand elektronisch kopiert, ohne dass mein Verlag und ich davon profitieren. Es steckt ein gutes Jahr Arbeit darin, ein durchgearbeiteter Sommer, schlaflose Nächte, die Geduld meiner Mitmen-

schen, einiger Schweiß und viel Mühe. Wenn wir nicht wollen, dass wir bald nur noch über geistige Arbeiten verfügen können, die irgendjemand aus irgendeinem unbekanntem Grunde sponsort, werden wir uns daran gewöhnen müssen, auch im Internet für geistige Leistungen zu bezahlen. Das ist, auf den kürzesten Nenner gebracht, die zentrale Botschaft dieses Buches.

## Das Internet – »ein riesiger Misthaufen«

Der 2008 in der Nähe von Berlin verstorbene US-amerikanische Informatiker Joseph Weizenbaum, ein 1936 aus Deutschland emigrierter Jude, hat einmal eine sehr pointierte Charakterisierung des Internets formuliert: »Das Internet ist so wie einer der riesigen Misthaufen, die man außerhalb Bombays und jeder anderen Großstadt in Indien findet. Auf diesen Misthaufen, die furchtbar stinken, klettern Menschen herum, sie suchen etwas [...], das sie benutzen können, etwas, das sie vielleicht verkaufen können, oder etwas, das sie essen können. Das ist eine große Tragödie. So ist es, das Internet. Mit einer Ausnahme: im Internet [...] gibt es tatsächlich Perlen.« So sprach Weizenbaum auf einer Tagung mit dem Titel »Gutenbergs Folgen« der Stiftung Lesen, die im Jahre 2000 in Mainz stattfand. Der genaue Wortlaut Weizenbaums, offensichtlich auf Tonträger aufgezeichnet, wurde in einem Tagungsband veröffentlicht, der zwei Jahre (!) nach der Veranstaltung in Buchform erschienen ist.

Die Meinung des skurrilen Professors lässt sich sicherlich als drastisch bezeichnen. Viele Anhänger des Internets würden die Bezeichnung »Misthaufen« als Provokation ablehnen. Auf den Inhalt des Zitates komme ich später zurück. Hier soll zunächst etwas anderes interessieren: Wie und wo kann man im Internet erfahren, was der amerikanische Professor der Informatik, Joseph Weizenbaum, auf einer Tagung im Jahre 2002 über das Internet gesagt hat? So zu fragen ist keinesfalls trivial, denn die Antwort gibt uns einen Einblick in die Natur des Internets.

Schon im Jahre 2000 blieb kaum ein Satz, den eine mehr oder weniger prominente Person äußerte, ohne Wiederhall in der elektronischen Welt. Heutzutage wäre Weizenbaums Äußerung vermutlich von irgendeinem Teilnehmer, wenige Sekunden nachdem er sie gemacht hat, mittels Twitter weiterverbreitet worden. Kurz darauf hätten sich andere Internetnutzer, Blogger und Twitterer, zu Wort gemeldet, die den Professor kritisiert oder ihm, vermutlich in geringerer Zahl, zugestimmt hätten. So weit waren wir im Jahre 2000 noch nicht. Twitter zum Beispiel gibt es erst seit 2006. Unmittelbar zu Beginn des 21. Jahrhunderts spielten die alten

Medien und die professionellen Journalisten noch eine größere Rolle. Ein Mitarbeiter der Deutschen Presseagentur (dpa) war offenbar während Weizenbaums Vortrag in Mainz anwesend und berichtet in einer Agenturmeldung darüber. Der Medieninformationsdienst Heise übernahm die Meldung und veröffentlichte sie in auf seiner Website [www.heise.de](http://www.heise.de).

Wie bei Journalisten üblich, verkürzte der Berichterstatter der dpa die Äußerung, schließlich ist das Zitat insgesamt sehr lang und zum Teil redundant. Zudem merkt man ihm noch an, dass es Teil eines mündlichen Vortrages ist. In seinem Bericht wird also Weizenbaum mit dem Satz zitiert: »Das Internet ist ein großer Misthaufen, in dem man allerdings auch kleine Schätze und Perlen finden kann.« Dieser Satz wurde unter dem Stichwort »Joseph Weizenbaum« in die Internet-Zitatsammlung Wikiquote, einem Ableger des Internetlexikons Wikipedia, aufgenommen. Als Quelle erscheint der dpa-Artikel bei [heise.de](http://heise.de). In Wikipedia selbst findet jeder, der nach »Joseph Weizenbaum« sucht, einen Link auf die entsprechende Seite von Wikiquote.

Ich selbst musste, um an das Originalzitat zu gelangen, den Tagungsband in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart bestellen, wo er glücklicherweise vorhanden war, nicht zuletzt, weil er in einem Verlag in Baden-Baden erschienen ist, der ein Pflichtexemplar in Stuttgart abliefern muss. Das Buch war, als ich es bestellte, gerade ausgeliehen. Ich wartete also gut drei Wochen, bevor ich es in Händen halten konnte, musste dann bis Seite 285 vordringen und das Zitat abschreiben, um es in diesem Buch wiedergeben zu können.

Um die verknappte Version der dpa im Internet zu finden, benötigte ich hingegen kaum mehr als ein paar Minuten und ich vermochte den dort zitierten Wortlaut mit wenigen Tastendruckern in das Manuskript für dieses Buch zu kopieren. Man kann also den Menschen nachsehen, wenn sie im Alltag die Suche nach Fakten, Zitaten, Statistiken, kurz nach Informationen, im Internet bevorzugen. Ich will nicht leugnen, dass ich dies in der Regel auch tue. Was zugleich heißt: Was wir nicht im Internet finden, existiert für einen Großteil der Menschen nicht. Genauer gesagt: Was die Suchmaschine Google nicht im Internet findet, existiert für die Menschheit nicht. Niemals in der Geschichte hatte eine

einzigste Institution eine so gewaltige Macht über unser Wissen wie Google, auch nicht die Katholische Inquisition und die Zensoren der totalitären Regime des 20. Jahrhunderts.

Man kann jedoch in konstruktivistischer Manier weiter spekulieren: Wird vielleicht irgendwann die dpa-Version des Zitats wirklicher als das wirklich Gesagte? Wird es bald eine Generation geben, die alles, was sie nicht im Netz findet, nicht für wahr hält? Die beiden Internet-Forscher John Palfrey und Urs Gasser haben mit vielen Mitgliedern der so genannten »Generation Internet« gesprochen. Sie kommen zu dem Schluss, dass viele junge Menschen zwischen der virtuellen und der realen Welt nicht so sauber trennen, wie das Ältere tun. Etwas pointierter ausgedrückt: Für die »Digital Natives«, die in den Zeiten des Internets Geborenen, ist die virtuelle Welt *auch* eine reale Welt.

Gary Small, Professor für Neurowissenschaften an der Universität Los Angeles, hat mit dem Verfahren der funktionellen Magnetresonanztomografie nachgewiesen, dass sich das Gehirn von Menschen, die im Internet unterwegs sind, verändert. Dies betrifft vor allem bestimmte Bereiche des Frontallappens, in dem Emotionen gesteuert werden. Die Digital Natives treffen schneller Entscheidungen und können mehr Dinge auf einmal tun. Sie haben eine kürzere Aufmerksamkeitsspanne und können die Empfindungen ihres Gegenübers schlechter einschätzen. Die ersten beiden Eigenschaften kommen ihnen im Internet zugute, die beiden anderen behindern sie offline. Es spricht vieles dafür, dass Digital Natives ihre im Internet erworbenen Verhaltensmuster im realen Leben beibehalten. Damit ist nicht gesagt, dass weniger nachzudenken und schneller zu entscheiden per se schlecht sein muss, aber eine solche Veränderung hat selbstverständlich einen gewaltigen Einfluss auf die Art und Weise, wie unsere Kultur und Gesellschaft funktionieren.

Glaubwürdigkeit gewinnt im Netz, was häufig zitiert und verlinkt wird. Je öfter auf einen Beitrag verlinkt wird, desto höher steigt er bei Google in der Rangliste der Fundergebnisse. Je höher ein Ergebnis bei Google steht, desto glaubwürdiger wird es von den Internetnutzern eingeschätzt. Da die Originalversion des Weizenbaum-Zitates im Netz überhaupt nicht dokumentiert ist, eine Verlinkung auf den dpa-Artikel bei Heise jedoch ohne Probleme

möglich ist, bestimmt die verknappte Version in der virtuellen Welt für die Internetnutzer die Wirklichkeit. Das echte Zitat ist hingegen völlig aus dem Blickfeld der User verschwunden.

Sicherlich: Auch in der analogen Welt kommt es zu solchen Verkürzungen, manchmal sogar Fehlern. Ein Journalist schreibt vom anderen ab, alle zitieren die gleiche Quelle und schon wird aus dem Falschen das Wahre. Während meiner Zeit im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sollte ich einmal ein Porträt eines bekannten Schauspielers schreiben. Ich ließ mir aus dem Archiv die entsprechenden Unterlagen kommen. Dabei handelte es sich in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts immer noch um einen dicken Stapel mit Ausschnitten aus Zeitungen und Zeitschriften. In sehr vielen früheren Porträts des Schauspielers, die ich in der Mappe fand, wurde eine sehr markante, nette Anekdote aus seinem Leben erzählt. Journalisten entwickeln einen Instinkt für solche farbigen Geschichten, und ich war fest entschlossen, die Anekdote in meinem Porträt zu verwenden. Ich telefonierte bei meinen Recherchen mit dem Schauspieler und sprach ihn auf dieses angebliche Erlebnis an. »Ach das«, sagte der Darsteller, »das ist nie passiert. Irgendein Journalist hat die Geschichte erfunden, und seitdem schreiben sie alle ab.«

Dennoch liegt es auf der Hand, dass durch das Internet solche Fälle massenhaft werden. Nicht nur Journalisten schreiben hier von anderen Journalisten ab, sondern jeder kann von allen abschreiben. Man muss sich auch keinen Stoß Papier aus einem Archiv kommen lassen, sondern hat alle diese Zitate auf dem Bildschirm, kann sie kopieren oder darauf verlinken. Je häufiger das geschieht, desto glaubwürdiger wird die Angabe für die Nutzer. Schließlich kann, worauf viele Menschen mit einem Link verweisen, nicht falsch sein. Experten sprechen von der Schwarminelligenz. Sie meinen damit, es ist weniger wahrscheinlich, dass sich sehr viele Menschen, die sich mit einem Problem befassen, irren, als das bei einem einzelnen der Fall sein könnte. Wikipedia beruht auf diesem Prinzip. Dabei zieht sich durch die Geschichte der Menschheit eine lange Reihe von Fällen, in denen sich sehr viele Menschen sehr geirrt haben.



Vergleicht man die beiden Zitate von Joseph Weizenbaum, das reale und das verkürzte, stellt man keinen dramatischen Fall von Verfälschung fest. Die dpa-Fassung des Satzes entspricht *ungefähr* dem, was Weizenbaum wirklich gesagt hat. Sie ist nur deutlich kürzer, etwas über 104 Zeichen lang – sie ließe sich somit bequem twittern. Einen Fehler enthält sie dennoch. Weizenbaum sprach nicht von »Schätzen«, die man ihm Internet finden könne. Er sprach von »Perlen« (wie von der dpa richtig zitiert) und etwas später (weiter oben von mir im Original nicht mehr zitiert) von »Goldgruben«. Eine solche kleine Veränderung stellt bei einer Kulturkritik keinen dramatischen Fehler dar, aber eine ähnliche, harmlos erscheinende Unkorrektheit wie die Verwechslung von »Schätzen« und »Goldgruben« bei der Äußerung eines Richters oder Notenbankpräsidenten könnte erhebliche Folgen haben.

Allgemeiner betrachtet stellt sich die Frage: Handelt es sich bei dem, was mit dem Zitat von Joseph Weizenbaum passiert ist, in nuce nicht um genau das, was im Internet generell passiert? Das Internet verkürzt, vereinfacht und schafft eine neue Realität, die irgendwann an Glaubwürdigkeit vermutlich vor der eigentlichen Realität kapitulieren muss.

So genannte Blickverlaufsuntersuchungen haben gezeigt, dass User einen Text im Internet nicht lesen, sondern scannen. Sie bemühen sich, in kürzester Zeit so viel Text wie möglich zu erfassen. Bei gedruckten Texten nimmt ein geübter Leser zwischen 300 und 500 Wörter in der Minute wahr. Beim Überfliegen eines Textes, wie im Internet üblich, können es bis zu 8000 Wörter sein. Eine solche Strategie ist notwendig, um sich einen Überblick über die gewaltige Menge an Informationen zu verschaffen, die dem Nutzer im Netz zur Verfügung steht. Ein Team an der Northumbria University im britischen Newcastle unter der Leitung der Psychologie-Professorin Pam Briggs hat herausgefunden, dass Internetnutzer auf der Suche nach Informationen zu bestimmten Gesundheitsfragen im Durchschnitt zwischen zwei und drei Sekunden auf einer Internetseite verweilen. Erst wenn sie den Eindruck haben, auf eine wichtige Information gestoßen zu sein, verlangsamt sich ihre Lesegeschwindigkeit.

Die Nutzer sind also in kürzester Zeit mit sehr vielen Informationen konfrontiert worden, mussten den größten Teil nach ober-

flächlicher Prüfung aussondern und irgendeine Strategie finden, die relevanten herauszufinden. Je schneller sie etwas finden, desto schneller reagiert ihr Gehirn mit der Ausschüttung des Belohnungshormons Dopamin. Haben die User sehr viele Funde gemacht, werden sie vom Gehirn geradezu mit Dopamin überschüttet. Sie gewinnen die Überzeugung, ausführlich recherchiert zu haben.

Dies würde bedeuten, dass das Internet nicht nur Wissen akkumuliert, sondern dass es seinen Nutzern die Illusion von Wissen vermittelt. Viele Menschen sind von der Fülle an Information, die sie im Netz finden, überfordert. Urs Gasser und John Palfrey berichten von einer jungen Internet-Nutzerin, die der Ansicht war: Wenn auf einer Website viel Text zu finden sei, dann werde der Inhalt schon stimmen. Schließlich mache sich niemand die Mühe, so viel schreiben, wenn es sich um Unsinn handeln würde. »Digital Natives nehmen in der Regel keine Qualitätskontrolle der Netzinhalte vor. Sie haben noch nicht einmal eine Strategie und einen Maßstab, die Qualität überhaupt einzuschätzen«, sagte dazu Urs Gasser in einem Interview, das ich mit ihm für die *Stuttgarter Zeitung* geführt habe. Jugendliche, die ich bei der Recherche für dieses Buch befragt habe, argumentierten ähnlich.

Selbst wenn viele Informationen, die sich im Internet finden lassen, richtig sind, verlernen viele Nutzer, sie richtig einzuordnen und zu beurteilen. Diese Aufgabe haben bislang – mehr oder weniger gut – Journalisten für sie erledigt. Sie waren die Schleusenwärter der Information, die Gatekeeper, wie eine Theorie des Journalistik-Professors David White Ende der Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts besagt. Sicherlich sind nicht alle Journalisten und Medien ihrer Aufgabe gerecht geworden, aber alles in allem handelte es sich um eine enorme Arbeitserleichterung für den Einzelnen. Das könnte, wie ich im Verlauf dieses Buches noch aufzeigen werde, bald vorbei sein. Wenn nichts geschieht und sich das Sterben der alten Medien fortsetzt, werden wir mit der Bewertung von Informationen bald auf uns alleine gestellt sein.



Die wichtigste Fähigkeit des digitalen Zeitalters wird es werden, die Illusion von Wissen von echtem Wissen trennen zu können. Durch die schier unübersehbare Fülle an Information, die das Netz jedem jederzeit zur Verfügung stellt, kann dabei nur navigieren, wer über einen guten Kompass verfügt. Man muss zum Beispiel wissen, dass ein Dienst wie heise.de eine Meldung der Deutschen Presseagentur zitiert hat. Man muss wissen, wie Journalismus funktioniert, und dass es sein kann, dass ein Mitarbeiter der dpa ein Zitat nicht im Wortlaut, sondern in seiner eigenen Verkürzung wiedergibt. Darüber hinaus muss man die Äußerung von Professor Weizenbaum in ihren Kontext einordnen und mit anderen Einschätzungen vergleichen können.

In der Welt vor dem Sterben der alten Medien erarbeiteten sich Experten durch Forschung und Lektüre Kenntnisse und trugen so ihr Wissen zusammen. Sie kondensierten dieses Wissen und brachten es zu Papier. So fand es seinen Niederschlag in Büchern, Enzyklopädien und Fachzeitschriften. Natürlich dauerte es eine Zeit lang, bis sich neues Wissen verbreitete und auch bei den Nicht-Experten angekommen war. Was man in den entsprechenden Medien lesen konnte, war eine Momentaufnahme des Wissens. Bis eine Weiterentwicklung, vielleicht sogar eine Revision, beim Publikum ankam, dauerte es mindestens den Produktionszyklus eines Printproduktes, zumindest nachdem die Übertragungsdauer der Nachricht auf ein zu vernachlässigendes Maß geschrumpft war. Psychologisch gesehen heißt das: Menschen konnten sich zumindest für einen überschaubaren Augenblick ihres Wissens sicher sein. Das galt umso mehr, als die Institutionen der alten Medien, Redaktionen, Lektorate, Herausgeber-gremien, die Geschwindigkeit des Wissenstransfers minderten. Zugleich reduzierten sie aber auch die Fülle an Information, die letztlich immer noch unüberschaubar groß war. Ein Beispiel aus der Berichterstattung über Paläontologie mag die Informations-präsentation in einer Welt des Übergangs, des Sterbens der alten Medien veranschaulichen:

Im Frühjahr 2009 teilte der norwegische Paläontologe Jørn Hurnum mit, er habe für das Naturkundemuseum der Universität Oslo ein wertvolles Fossil aus Privatbesitz erworben. Es handle sich um das »missing link« in der Entwicklungsgeschichte des



Markus Reiter

**Dumm 3.0**

Wie Twitter, Blogs und Networks unsere Kultur bedrohen

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 192 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-579-06883-1

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: März 2010

Die dritte Medienrevolution und ihre Folgen

- Wie verlässlich sind die Informationen aus dem Internet?
- Ein Buch für alle, die in der Medienbranche tätig sind

Zerstört das Sterben der alten Medien unsere Bildung und unsere Kultur? Markus Reiter spricht von der »dritten Medienrevolution« der Menschheitsgeschichte, durch die die Verlässlichkeit unserer Informationen und unsere Kommunikationsformen radikal verändert werden. Statt seriöser Information erwartet uns ein unendlicher Haufen »Blödsinn«, in dem nur schwer die Perlen zu finden sind.

Markus Reiters neues Buch ist ein Loblied auf die Tugenden der alten Medien und ein Nachdenken darüber, wie diese Tugenden in die neue digitale Welt gerettet werden können. Das Internet bietet großartige Chancen, die Unzulänglichkeiten der alten Medien zu verbessern. »Das geht aber nur, wenn die alten Tugenden nicht von neuen Untugenden abgelöst werden.«

 [Der Titel im Katalog](#)